Müscheder Blätter

Beiträge zur Heimatgeschichte, August 2005, 32. Folge

Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegsjahre in Müschede (II)

von Heinrich Schlinkmann

Basketball und Fußball, die Lieblingsspiele der Besatzer

Nach Kriegsende 1945 wurde Müschede zunächst von amerikanischen Soldaten besetzt. Um ihren Lieblingssport, den Basketball, spielen zu können, wurde der Landwirt Hubert Hörster angewiesen, sein Weizenfeld hinter der Schwarzen Brücke abzumähen und entsprechend herzurichten. Entschädigt wurde er für den Ernteausfall nicht. Diese Spiele sahen sich aber nicht nur die Amerikaner an, sondern auch viele Müscheder schauten interessiert zu, besonders die Kinder. Ich sah zum ersten Mal Mannschaften in verschiedenfarbigen Trikots.

Das gleiche geschah später, als die Engländer die Besatzung übernommen hatten. Diese spielten allerdings lieber Fußball. Hinter der Schweinebrücke, unterhalb des Schulwaldes auf Hörsters Wiese, hatten sie sich eingerichtet. Tore und Zelte zum Umkleiden bauten sie zu jedem Spiel auf und anschließend wieder ab. Hubert Hörster musste hier ebenfalls mähen, damit die Wiese bespielbar wurde. Auch diesmal interessierten uns Kinder hauptsächlich die schönen Trikots in Rot-Weiß und Blau-Weiß.

Die Engländer kommen

Im Juni 1945 zogen die Amerikaner in Müschede ab, und die Engländer kamen. Es war ein krasser Unterschied zwischen den Soldaten der beiden Armeen. Die Amerikaner lebten im Überfluss in Bezug auf Verpflegung und Bewaffnung. Die Engländer dagegen erschienen uns arm. Die Kronenstraße wurde von beiden belegt und benutzt.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juni 1945. Johann Hömberg, ein Schulfreund unseres Vaters, kam aufgeregt zu uns gelaufen. Die damalige Arnsberger Straße (heute Krakeloh) musste von der Rönkhauser Straße bis zur Kronenstraße / Mittelstraße für die Engländer geräumt werden. Unser Vater, mein Bruder Hubert und ich gingen mit unserem Handwagen zu Hömbergs, um die nötigsten Sachen auszuräumen und zu den verwandten Scheffers an der Rönkhauser Straße zu bringen. Nach ca. zwei Stunden, wir glaubten das Wichtigste weggeschafft zu haben, kamen zwei englische Soldaten und meldeten, die Häuser würden nicht als Quartiere gebraucht; alle Leute könnten sofort wieder einziehen. Die Menschen waren verärgert, andererseits aber auch froh, dass sie in ihren Häusern bleiben konnten. Hömbergs Sachen konnten wir nun wieder zurück in ihr Wohnhaus an der Arnsberger Straße schaffen. Adolf Vogt, der mit seiner Familie in Hömbergs Haus wohnte, hatte seinen Neubau an der Rönkhauser Straße fast fertiggestellt. Fußboden und Türen fehlten noch, trotzdem zog er nun mit seiner Familie dort ein. Improvisationstalent war in diesen Zeiten gefragt, nicht nur im Hause Vogt.

General Montgomery in Hüsten

Da unser Vater als Betriebsschlosser auf den Siegerländer Hüttenwerken arbeitete, wurde er schon bald, nachdem die amerikanischen Soldaten eingerückt waren, wieder zur Arbeit geholt. Eines Nachmittags kam er von der Arbeit und erzählte, der englische Oberbefehlshaber in Deutschland, General Montgomery, sei durch Hüsten gefahren. Eine Vorausabteilung hatte alles, was sich auf der damaligen Bahnhofstraße bewegte, von der Straße gejagt. Auch auf dem Bürgersteig durfte niemand bleiben. Die Straße musste total frei sein, als er vorbeifuhr. Ein Arbeitskollege, der mit einem Handwagen voll Schlammkohle auf dem Heimweg war, hatte diese hektische Situation miterlebt. Schlammkohle war Kohlenstaub, der beim Waschen der Kohle abgespült wurde. Sie war eigentlich ein Abfallprodukt, wurde aber in der damaligen Zeit zum Heizen verwendet.

Plünderung auf Wicheln

Hinter Wicheln bzw. hinter dem Hasenkamp links standen auf der gegenüberliegenden Seite des Teufelssiepen drei Baracken. Diese waren in den letzten Kriegstagen als Soldatenunterkünfte gebaut worden. Nach dem Krieg wurden sie zum Selbstabbau verkauft. Beim Abbau im Sommer 1945 durch mehrere Müscheder waren wir ebenfalls dort im Wald, um mit dem Handwagen Brennholz zu holen. Plötzlich wurde auf Wicheln mit einem Gong Alarm geschlagen. Die Männer ließen die Arbeit liegen und liefen sofort in Richtung Wicheln. Man war sich sicher, auf Wicheln wurde geplündert. Nach einigen hundert Metern kamen ihnen Fremdarbeiter mit einem voll bepackten Handwagen von dort entgegen. Mehrere von ihnen hatten eine schussbereite Pistole in der Hand, so dass keiner es wagte, einzugreifen. Was auf dem Handwagen war, konnten wir in der Hektik nicht erkennen. Aus einem Sack verloren sie jedenfalls Weizenmehl, das wir zusammenschoben und in einem Tuch mit nach Hause nahmen. Es langte für enen mittelgroßen Kuchen.

Eine Baracke hatte Stellmacher Gierse erworben und im Schützenhof gelagert. Sie fiel dem Brand in der Schützenhalle zum Opfer, den spielende Kinder verursacht hatten. Die Sirene hatte zu diesem Zeitpunkt wohl noch einen Kriegsschaden, jedenfalls habe ich hier das einzige Mal erlebt, dass mit der Kirchenglocke Feueralarm gegeben wurde.

Der Tod von Johann Schlinkmann

Am Sonntag, den 22. Juli 1945 war mein Großvater Johann Schlinkmann mit einem kleinen Päckchen unterm Arm auf dem Weg nach Wennigloh, um seine Tochter Maria Burgard zu besuchen. Für den gleichen Tag hatte Frau Theresia Schumacher ebenfalls einen Besuch bei ihrer Mutter in Wennigloh geplant. Da sie Bedenken hatte alleine zu gehen, war sie zunächst noch unschlüssig zu Hause geblieben. Als dann ihre Tochter Margaret aus der Nachbarschaft nach Hause kam und ihr erzählte, der alte Schlinkmann sei alleine nach Wennigloh gegangen, machten sie sich ebenfalls auf den Weg mit der Bemerkung: „Wann dai Schlinkmann gaiht, dann goaht vey äouk“ (Wenn der Schlinkmann geht, dann gehen wir auch.).

Im Bereich des heutigen Steinbruchs Lanwehr kamen ihnen Serben (ehemalige Kriegsgefangene) entgegen und versuchten, sie am Weitergehen zu hindern. Als sie dann schließlich doch weitergehen konnten und an Wiesehoffs Wald ankamen, sahen sie einen blutverschmierten Mann an einem Baum liegen. Beim Näherkommen erkannten sie Johann Schlinkmann. Theresia Schumacher fragte: „Schlinkmann, sin ey fallen?“ (Schlinkmann, sind Sie gefallen?). Eine richtige Antwort konnte er nicht mehr geben. Im gleichen Augenblick kam ein amerikanisches Militärfahrzeug vorbei und hielt an. Mit im Fahrzeug war ein Offizier, der über Funk einen Militärkrankenwagen herbeirief, der den Verletzten, wie sich später ergab, ins Hüstener Krankenhaus brachte. Da es bis Wennigloh nicht mehr weit war, ging Frau Schumacher mit ihrer Tochter weiter und benachrichtete Johann Schlinkmanns Tochter Maria Burgard und später die Familie Schlinkmann in Müschede.

Mein Vater und Onkel Hannes fuhren sofort mit ihren Fahrrädern los und fanden Johann Schlinkmann im Hüstener Krankenhaus. Da es sehr ernst um ihn stand, blieben beide bei ihm. Später kam Tante Hildegard dazu. Gegen drei Uhr in der Nacht erlag er den schweren Verletzungen.

In der Zeit galt noch die von den Amerikanern verhängte nächtliche Ausgangssperre von 20.00 Uhr abends bis 6.00 Uhr morgens, so dass niemand auf die Straße durfte. So konnten die drei erst um 6.00 Uhr das Krankenhaus verlassen.

Auf dem Heimweg nach Müschede war ihnen aufgefallen, dass im Hause Lübke auf der Röhr Unruhe herrschte. Zu Hause erfuhren sie dann, dass auch Albert Lübke am gleichen Tag umgebracht worden war.

Am 26. Juli 1945 wurden beide gemeinsam beigesetzt. Der Trauerzug kam von Lübkes und hielt bei Schlinkmanns an. Die Trauernden mit dem Sarg des Verstorbenen Johann Schlinkmann schlossen sich dem Zug an, und gemeinsam ging man weiter zum Friedhof.

Durch die gemeinsame Beerdigung kam Johann Schlinkmann zu der Ehre, als Nichtmitglied der St. Hubertus Schützenbruderschaft mit deren Fahne beerdigt zu werden. Fähnrich Josef Wortmann wusste nicht, dass er aus irgendwelchen Gründen die Mitgliedschaft aufgelöst hatte. Zu Lebzeiten seiner damals bereits verstorbenen Frau wurde der Beitrag von ihr ohne sein Wissen bezahlt. Zu Albert Lübke hatte Johann Schlinkmann ein sehr gutes Verhältnis. Laut Aussage von Tante Hildegard hat er kurz vor seinem Tod in dessen Haus noch Maurerarbeiten verrichtet.

Als Todesursache wurde durch Dr. Faßbender, damaliger Chefarzt der Chirurgie im Karolinen-Hospital, festgestellt: „Hat ein Stück Holz durch Schlagen oder Fallen seinen Schädel durchschlagen, es müsste wie ein Geschoss seinen Kopf getroffen haben“.

Am Tage seiner Beerdigung, während des Beerdigungskaffees, kamen die zwei amerikanischen Soldaten, die ihn nach Hüsten gefahren hatten, und erkundigten sich nach Johann Schlinkmann, ob er überlebt habe.

Der Tod von Albert Lübke

Albert Lübke wohnte mit seiner Familie an der Rönkhauser Straße fast am Ende von Müschede in Richtung Hüsten. In Müschede sagte man: „Er wohnt auf der Röhr“. Am Sonntag, den 22. Juli 1945 fuhr er mit dem Fahrrad zu seinem Imkerfreund Kaspar Blöink nach Hachen, um Bienenköniginnen zu kaufen. Nach dem Mittagessen gegen 13.00 Uhr fuhr er los. Obwohl er, was fast nie vorkam, bis zum Abend nicht zurück war, konnte, bedingt durch die von den Amerikanern verhängten Sperrstunden, erst am anderen Morgen nach ihm gesucht werden. Sein Sohn Friedrich fuhr zunächst nach Hachen und erfuhr von Kaspar Blöink, dass er dort gar nicht angekommen sei.

Friedrich ahnte nichts Gutes, er achtete bei der Rückfahrt auf Ungewöhnliches am Straßenrand. Unterm Hasley fand er seinen Vater schließlich erschossen unter einem Busch. Als Transportmöglichkeiten standen damals fast ausschließlich nur Pferdefuhrwerke zur Verfügung. So wurde der Verstorbene von Fritz Schulte-Weber auf einer Pferdekarre zu seinem Wohnhaus auf der Röhr gebracht.

Arbeitskollegen von Albert Lübke berichteten später, dass ehemalige Fremdarbeiter nach einigen Tagen mit dem Fahrrad von Albert Lübke über das Hüttengelände fuhren; an besonderen Merkmalen wollten sie es erkannt haben. Ein Eingreifen war auf Grund der Waffen, die

diese Leute bei sich trugen, nicht möglich. Albert Lübke wurde 55 Jahre alt.

Seine Mörder waren zweifellos die gleichen wie bei Johann Schlinkmann und dem Polizisten Hoppe aus Warstein. Dieser wurde am folgenden Mittwoch am Hellefelder Berg tot aufgefunden. Er war am gleichen Sonntag mit einem Motorrad auf einer Dienstfahrt nach Sundern. Hier war sein Motorrad wohl der Grund des Mordes.

Beerdigung von Rudolf Reuther

Es war im Sommer 1945. Vikar Grütters kam zu uns und suchte zwei Messdiener für eine Beerdigung. Anton Schütte und ich sagten zu. Der Soldat Rudolf Reuther (+ 16.3.1945) war im Westerwald gefallen und beerdigt worden. Man hatte seinen Leichnam nach Müschede überführt, um ihn mit einem Priester im Kreise seiner Familie auf der Familiengruft beizusetzen. Anton Schütte und ich kamen zur vereinbarten Zeit zur Kirche und gingen im Gewand zum Friedhof. Der Sarg mit dem Leichnam stand bereits bei der Gruft von Voß-Kötter. Die Mutter, Frau Sophie Reuther, war eine geborene Voß-Kötter. Die Zeremonie war wie bei jeder anderen Beerdigung.

Adolf Vogt, Taxi-Unternehmer in Müschede, hatte mit seinem Leichenwagenanhänger den Sarg mit Rudolfs Leiche aus dem Westerwald nach Müschede geholt. Anzumerken ist hierzu, dass eine solche Überführung zur damaligen Zeit äußerst schwierig war. Die vier Besatzungszonen waren gerade entstanden, und man durfte sich nur in der eigenen Zone bewegen. Außerdem mussten die Sperrstunden beachtet werden. Adolf Vogt hatte allerdings den Ruf, selbst die schwierigsten Aufträge abwickeln zu können; er war ein guter Organisator.

Heizen der Kirche

In den Kriegs- und den ersten Nachkriegsjahren, vor allem in den Jahren 1946-47, war Brennmaterial für den Winter knapp. Für Kirchen gab es keine Zuteilungen. Hubert Grütters, von 1939 bis 1946 Vikar in Müschede, hielt die sogenannte Schulmesse an Werktagen bei großer Kälte im Kirchenkeller (Jugendraum). Dort konnte mit einem kleinen Ofen geheizt werden. Sonntags und an kirchlichen Feiertagen, besonders zu Weihnachten, musste die Kirche beheizt werden. Vikar Dr. Caspar Willeke, der ab 1946 in Müschede seinen Dienst tat, bat in den Sonntagsmessen um Brennmaterial, was die Messdiener abholen würden. So zogen diese mit einem Handwagen durch Müschede von Haus zu Haus, um Kohlen, Koks oder Holz, je nach dem was übrig war, abzuholen. Im Allgemeinen gab jeder ein bis zwei Eimer Kohlen oder Koks. Gärtner Oser war großzügig, er gab einen ganzen Handwagen voll Koks und sagte uns: „Wenn noch was fehlt, kommt noch mal wieder“. Die Messdiener bekamen so viel Brennmaterial zusammen, dass die Kirche lange Zeit, auch wochentags, beheizt werden konnte.

Läuten der Kirchenglocke in der Nachkriegszeit

Die ersten Monate nach Kriegsende waren gekennzeichnet durch häufige Stromausfälle und Stromsperren. Als später wieder Strom in den Leitungen war, musste damit sparsam umgegangen werden. Dieses wurde gesteuert mit Stromsperren, die in einer Woche am Morgen waren und in der anderen Woche am Abend, hin und wieder auch willkürlich zwischendurch. So konnte bei der morgendlichen Sperrstunde zur Messe nicht geläutet werden, da die Glocken nur elektrisch betrieben werden konnten. Es passierte sehr oft, dass der Antrieb der verbliebenen Josefs-Glocke auf einem sogenannten toten Punkt stand und nicht ansprang. Dann musste jemand zum Glockenstuhl hoch und ihr einen Schubs geben, damit sie in Schwung kam.

Da dieses immer häufiger passierte, besorgte unser Vater von den Hüttenwerken ein Seil, das wir Messdiener an dem großen Antriebsrad befestigten. Durch die Bohlen des Glockenstuhlbodens bohrten wir ein Loch, durch welches das Seil geführt wurde. So brauchten wir nur noch von der unteren Plattform aus am Seil zu ziehen, und die Glocke läutete. Als bei einer Beerdigung plötzlich der Strom ausfiel, mussten schnell noch zwei Jungen dazu geholt werden. Zwei schoben auf jeder Seite die Glocke an, und einer zog zusätzlich am Seil. Eine Beerdigung dauerte ca. zwanzig Minuten, in denen geläutet werden musste. Danach waren wir fast taub. Stundenlang mussten wir uns erholen.

Autos mit Holzgas angetrieben

Holzvergaser wurden die Autos genannt, die mit Holzgas angetrieben wurden. Sie waren in den letzten Kriegs- und den Nachkriegsjahren von 1943 bis 1949 ein alltägliches Bild im Straßenverkehr. An den Straßenrändern lagen oft kleine Haufen Holzasche, die so entsorgt wurden. Experten sprachen bei dem Holz von Tankholz. Es passierte auch, dass das Holz im Vergasungskessel nicht richtig brannte oder ausgegangen war, dann musste angehalten werden, um das Feuer wieder in Schwung zu bringen.

In Müschede waren durch die Kriegswirren 1945-46 zwei Speditionen ansässig, eine auf dem Hof Vollmer-Lentmann und die andere bei Schulte-Weber. Diese schnitten das Buchenholz auf eine Länge von ca. 7 bis 8 cm. Der bekannteste LKW-Besitzer mit Holzvergaser war Eberhard Wirth. Er wohnte im Hammerhaus gegenüber der Firma Cronenberg. Mit seinem LKW, ca. 3,5 Tonnen Ladegewicht, fuhr er unter anderem die Kohlen von den Hüttenwerken in Hüsten für die Hüttenarbeiter nach Müschede, wo sie auf dem Hof von Kaspar Schütte

verteilt wurden.

Die sogenannten Holzvergaser hatten nicht die Zugkraft wie ein LKW mit Benzin- oder Dieselmotor. So kam Eberhard Wirth mit seinem kohlebeladenen Wagen im Krakeloh nur bis zur Kronenstraße, setzte zurück und fuhr das letzte Stück bis Schütten rückwärts. Eberhard Wirth holte mit diesem Fahrzeug am 22. April 1949 die beiden neuen Glocken aus Brilon nach Müschede. Der letzte Holzvergaser lief in Hüsten und gehörte einem Herrn Wolf. Als ich 1950 bei der Firma Welschoff und Eikel meine Tischlerlehre begann, stellten wir Liegestühle aus Buchenholz her. Herr Wolf fuhr öfter mit seinem LKW für die Firma, dann nahm er sich immer ein paar Säcke Holzabfälle mit. Auch PKW fuhren mit Holz. Diese hatten im Kofferraum den Holzvergaserkessel installiert, und ein Leitungsrohr mit ca. 5 bis 6 cm Durchmesser führte über das Dach zum Motor. Als dann Ende der vierziger bzw. Anfang der fünfziger Jahre Benzin wieder zu bekommen war, verschwanden die Holzvergaser und die feuerschürenden Autofahrer an den Straßenrändern.

Waffeln mit Bier backen

In den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren von ca. 1941 bis 1948 waren, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, Esswaren nur auf Lebensmittelmarken zu erhalten. Dieser Umstand machte viele Leute erfinderisch. So wurden Waffeln, weil nicht genügend Milch zu bekommen war oder die Zuteilungen nicht reichten, mit Bier gebacken. Das damalige Bier war nicht mit normalem Bier zu vergleichen, es war ohne Alkohol und hieß richtig bierähnliches Getränk.

Bei der Getreideernte durften die Leute nach der Ernte die liegengebliebenen Kornähren auflesen, wofür wir sogar bis in die Soester Börde fuhren. Sehr oft wurden die Körner auf einer Handkaffeemühle gemahlen, was sehr mühsam war. Einige Mühlenbetriebe tauschten die Körner gegen eine bestimmte Menge Mehl ein. Bis nach Stockum hinter Sundern sind wir gefahren und haben Körner eingetauscht. Das Waffeleisen kam auf den Herd, die Herdringe auf der Ofenplatte wurden vorher herausgenommen, damit das Eisen geschwenkt werden konnte, um die Waffeln beidseitig backen zu können. War kein Backpulver zur Stelle, nahm man Hirschhornsalz. Geschmeckt haben die Waffel damals ebenso gut wie heute mit Eiern und richtiger Milch.

Kerzen gießen in der Nachkriegszeit

So wie alles in der Kriegs- und Nachkriegszeit knapp war, war es auch mit den Kerzen, besonders zur Weihnachtszeit. Da erzählte uns unser Vater, dass ein Arbeitskollege eine Form zum Kerzengießen gebaut hätte, ob er nicht auch eine bauen solle für Weihnachtskerzen. Ich war sofort begeistert und suchte alle vorhandenen Wachsreste zusammen. Etwa zur gleichen Zeit fehlten in der Kirche Dochte zum Anzünden der Altarkerzen. Dieser Docht war ein dicker Faden in der Stärke eines Bindfadens, der mit Wachs überzogen war. Wir bekamen zu dieser Zeit Pakete aus Amerika, die mit einer Baumwollschnur verschnürt waren. Diese Schnüre wurden getestet und eigneten sich vorzüglich als Docht zum Anzünden der Altarkerzen. Vikar Willeke war ebenfalls begeistert und erlaubte uns, hierzu Kerzenreste aus der Kirche zu verwenden. Das Wachs wurde auf dem Küchenherd in einem Gefäß geschmolzen, die Baumwollschnur durchgezogen, und so entstanden die schönsten Zünddochte. Das reichlich übrig gebliebenen Wachs konnten wir nun für unsere kleine Kerzenherstellung verwenden. Dochte wurden jetzt öfter hergestellt, auch wenn sie nicht gebraucht wurden. Die Kerzenform verwendeten natürlich auch die Nachbarn, Verwandten und Bekannten. In Erinnerung sind mir mein Vetter Josef Schlinkmann, Anton Schütte, Franz Josef Welschoff, Willi Rüth und viele andere, die sich in unserer Form Kerzen gossen.

Sammeln in Notzeiten

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren wurde das Sammeln wieder entdeckt. Die Menschen besannen sich auf Dinge, die schon fast in Vergessenheit geraten waren. Durch den Krieg war vieles nicht mehr zu bekommen oder nur in geringen Mengen und zu hohen Preisen. Im Wald wuchsen z.B. Himbeeren und Brombeeren. Von beiden gab es Saft, Marmelade oder Gelee, Himbeersaft zum Trinken und für den Pudding. Brombeersaft dagegen war wertvoller. Es gab ihn zu besonderen Anlässen oder wenn jemand in der Familie krank war. Waldbeeren bzw. Heidelbeeren wurden in den meisten Fällen eingekocht und zum Nachtisch und sehr oft zu Pfannkuchen gegessen. Wir Kinder freuten uns immer auf die blauen Zähne, die man davon bekam.

Um Müschede herum waren Waldbeeren kaum zu finden. Bei Gut Bönkhausen haben wir einige gepflückt, aber mehr gab es hinter Sundern, bei Endorf, Endorfer Hütte und Kloster Brunnen. Mit der Eisenbahn ging es zunächst bis Sundern und dann weiter zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Auch unser Vater fuhr mit dem Fahrrad um fünf Uhr morgens los. Einen Waldbeerpflücker gab es, der aber später verboten wurde, da die Pflanzen damit zu sehr beschädigt wurden.

In dieser Zeit erinnerten sich die Menschen an die Frucht unserer heimischen Buche, die Buchecker. Sie enthält Fett bzw. Öl. Für zwölf bis dreizehn Pfund Bucheckern gab es etwa einen Liter Speiseöl, je nach Wassergehalt. Wahlweise konnte auch Margarine genommen werden. Im allgemeinen fielen die Eckern von selbst von den Bäumen, wenn sie reif waren. Es gab aber auch Leute, die dem vorgriffen und Tücher unter die Bäume legten, hoch kletterten und schüttelten. Das hatte den Vorteil, dass die Bucheckern nicht im Laub gesucht werden mussten, was meistens der Fall war. Eine günstige Lesezeit war nach einem Sturm. Landwirtschaftshandlungen, wie bei uns die Bäuerliche Bezugs-

und Absatzgenossenschaft oder die Mühle Vielhaber, galten als Annahmestellen. Hier gab es Gutscheine für Speiseöl oder Margarine, die dann in einem Lebensmittelladen eingelöst werden konnte. Findige Köpfe hatten selbst eine Ölmühle konstruiert, so auch die Schlosserei der Firma Kaiser in Neheim, wo mein Bruder Hubert arbeitete. Dieses selbst gepresste Öl war nicht so sauber, es war ein dicker Satz von Eckernresten in der Flasche. Wie schon erwähnt wurden Bäume geschüttelt, so auch von Franz-Josef Känzler mit einigen Arbeitskollegen der Baufirma Michel. Im sogenannten Schulwald war Franz-Josef beim Schütteln aus dem Baum gefallen, der Ast, auf dem er saß, brach ab. Franz-Josef hatte schwere Prellungen und Blutergüsse, die wohl sehr schmerzhaft waren, so dass er Ferdi Wälter aufforderte: „Schlag mich tot, es hat keinen Zweck mehr".

Das Jahr 1942 war ein gutes Bucheckernjahr. Lehrer Fabri hatte die Eckernannahme übernommen. Die Jungen der älteren Jahrgänge waren für die Annahme in der Schule zuständig. Sie hatten aber wohl nicht immer ganz korrekt gearbeitet, denn beim Verteilen der Gutscheine kam es immer wieder zu Differenzen, so dass einige Eltern in der Schule vorstellig wurden und sich mit Lehrer Fabri hart auseinander setzten.

Tees und Heilkräuter wurden in dieser Zeit ebenfalls wieder entdeckt. Kräuter wie Holunderblüten, Wermut, Tausendgüldenkraut, Schafgarbe und viele andere waren schon immer in den Familien bekannt, nun wurden sie als Tee wieder getrunken und äußerlich angewendet.

Für das Vieh stellte man den sogenannten Krautpacken zusammen. In der Kriegs- und Nachkriegszeit brauchte man aber noch andere Kräuter, die wir gemeinsam mit der Schulklasse oder am Nachmittag anstatt der Hausaufgaben suchten, z. B. Fingerhut, Brennnessel, Taubnessel, Himbeer- und Brombeerblätter. Alles wurde auf dem Schulboden getrocknet, gelagert und später zu einer Sammelstelle gebracht. Das Trocknen wurde von einigen Jungen des letzten Schuljahrganges in der ersten Schulstunde beobachtet.

Da die Zuteilungen auf den Lebensmittelkarten nicht ausreichten, um sich richtig satt essen zu können, erlaubten die Bauern, nach dem Abernten der Felder die liegengebliebenen Kornähren aufzusammeln. Bei einem Bauern in der Nachbarschaft, dessen Dreschmaschine gerade lief, wurden die Ähren mitgedroschen. Für eine bestimmte Menge Roggen- oder Weizenkörner bekam man beim Bäcker ein Brot.

Wir hatten schon vor dem Krieg zwei Schweine und zwei Ziegen im Stall. Die Schweine wurden im Herbst oder Anfang des Winters geschlachtet, und die Ziegen versorgten uns mit Milch und Butter. Gefüttert wurden die Schweine mit Rüben, Kartoffeln, Garten- und Gemüseabfällen, die im Schweinetopf gekocht wurden, hinzu kam Hafer- oder Gerstenmehl. All dieses war zu dieser Zeit sehr schwer oder gar nicht mehr zu bekommen. So mussten wir Kinder Brennnesseln, Disteln und Huflattich (Lerkerten) an Wegrändern und an der Röhr suchen. Diese wurden dann auch im Schweinetopf gekocht und zum Fressen in einer Quetsche klein gedrückt und mit etwas Mehl, wenn vorhanden, den Schweinen in den Trog geworfen. Einige Bauern stellten ein Stück ihres Runkelfeldes zum "Blättern" zur Verfügung. Ich erinnere mich an ein Runkelfeld von Wortmanns auf dem Limberg. Mit Holzstäben waren kleine Parzellen eingeteilt worden, die für die einzelnen Leute nummeriert waren. Dieses hatte der Ziegenzuchtverein organisiert.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit ließen die Bauern es zu, dass nach der Ernte die Kartoffelfelder hauptsächlich von den Müscheder Familien durchgehackt werden konnten, um die letzten noch in der Erde verbliebenen Kartoffeln herauszuholen. Es kamen aber sogar Menschen aus dem Ruhrgebiet für ein paar Pfund Kartoffeln. 1946 war das schlechteste Jahr für die Versorgung der Menschen mit Lebensmitteln. An Speisekartoffeln wurde ein Zentner pro Kopf zugeteilt. Im darauffolgenden Winter wurden die vorhandenen Vorräte kontrolliert, und wer über eine bestimmte Menge verfügte, musste etwas abgeben. Die Bauern, aber auch andere Leute, hatten vorgesorgt und draußen irgendwo eine Miete angelegt, die dann nicht oder schlecht kontrolliert werden konnte. In den Kriegsjahren trat der Kartoffelkäfer auf. In der NS-Propaganda wurde gesagt, dass englische und amerikanische Flugzeuge diese abgeworfen hätten. Ob das stimmte, wusste niemand und wurde nach dem Krieg auch angezweifelt. Jedenfalls gingen wir mit unseren Lehrern auf die Felder zum Kartoffelkäfersuchen. Hitlerjugend und BDM machten dies in ihren Dienststunden. Die Käfer und ihre Larven fraßen das frische Grün, so dass die Kartoffelpflanzen eingingen. Die Eier, Larven und Käfer mussten daher entfernt werden.

Die Rüstungsindustrie brauchte für die Waffenherstellung viele Metalle, die durch den weltweit verbreiteten Krieg nicht leicht zu beschaffen waren. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, alle Metall-Gegenstände, die nicht unbedingt benötigt wurden, zur Verfügung zu stellen. Besonders gefragt waren Kupfer, Messing, Bronze, Zink, Zinn, sowie Eisen und andere Metalle. Das gleiche galt für Altkleider, Lumpen und tierische Knochen für die Seifenherstellung. Hitlerjugend, Jungvolk, BDM und Schulkinder zogen mit Handwagen durchs Dorf und sammelten die Dinge ein.

Nach dem Krieg, es muss 1947 gewesen sein, veranstaltete die Kirchengemeinde eine Metallsammelaktion für eine Turmuhr. Wir Messdiener zogen mit einem Handwagen durch das Dorf und sammelten alles ein: Kupfer, Messing, Zink und Zinn. Eine Uhr ist allerdings nie angeschafft worden. Einen Spruch hatten wir Jungen bei den Sammlungen auf den Lippen: „Eisen, Lumpen, Knochen und Papier, ausgeschlagene Zähne sammeln wir. Eisen, Lumpen, Knochen und Papier, alles sammeln wir“.

Bei diesen Aktionen hatte Franz-Josef Jochheim mit anderen Jungen aus dem Steinbruch der RLE Lorenteile wie Achsen und Räder mitgenommen und als Alteisen zur

Schule gebracht. Daraufhin wurde der Betriebsleiter des Steinbruchs in der Schule vorstellig. Die Teile mussten wieder zurückgebracht werden.

Es gab in ganz Deutschland während des Krieges die Sammlungen für das Winterhilfswerk. Diese wurden bei uns von der Hitlerjugend und dem BDM durchgeführt, die in ihren Uniformen mit Sammelbüchsen an bestimmten Plätzen standen oder von Haus zu Haus gingen. Jeder, der Geld in die Büchse warf, bekam ein kleines Papierblümchen.

Ähnlich waren die "Eintopfsammlungen". Es sollte an einem Sonntag ein preiswerter Eintopf gegessen und das ersparte Geld gespendet werden. In größeren Städten standen an bestimmten Plätzen Feldküchen, die das Eintopfessen verteilten. Im Winter 1942 gab es im ganzen Reichsgebiet eine große Sammlung von warmer Kleidung und Decken für die Soldaten in Russland. Handschuhe, Pullover, Pelze, Pelzmäntel und vieles mehr wurde von der NS-Frauenschaft und dem BDM eingesammelt und nach Russland geschickt.

In den ersten Nachkriegsjahren konnten alte, verbrauchte Wollsachen eingetauscht werden. Man bekam nach Gewicht neue Wolle zum Stricken zurück. Wir fuhren mit der Röhrtalbahn nach Hachen und tauschten bei der Altwarenhandlung Tolle die alten Wollsachen ein.

Es war einfach alles knapp und schwer zu bekommen, auch Stroh bei den Bauern zum Einstreuen der Viehställe. Die Menschen wussten sich zu helfen; sie zogen in die Wälder, harkten Laub zusammen, brachten es in Säcken nach Hause und streuten es in die Ställe. Wir holten für unser Vieh das im Herbst trocken gewordene Farnkraut. Es erfüllte den gleichen Zweck. Der Wald gab noch einiges her wie zum Beispiel Holz zum Feuern, denn auch Kohlen waren rationiert. Holz wurde zwar in der Vorkriegszeit aus Sparsamkeit auch schon gesammelt, aber wegen der Kohlenknappheit jetzt noch viel mehr.

Zum Sammeln kann auch das Flachsrupfen gezählt werden. Die Bauern mussten in dieser Zeit eine bestimmte Menge Flachs anbauen, obwohl dies in unserer Gegend nicht üblich war. Flachs musste mit den Wurzeln aus der Erde gezogen werden, da sonst zuviel verloren ging. Das Rupfen wurde von der Schule angeordnet und galt als Hausaufgabe oder Unterricht. Ich erinnere mich an eine Ansprache, die Lehrer Fabri hierzu auf dem Schulhof hielt. Er erinnerte an die Not in den Städten und an die frierenden Soldaten im Feld.

Zum ersten Martinszug 1948 in Müschede mussten die Kinder Fett, z.B. Öl, Butter oder Margarine mit zur Schule bringen, damit Bäcker Albert Hoffmann die Bretzeln backen konnte, die dann aber kostenlos an die Kinder verteilt wurden.

Viel mehr als heute wurden damals auch essbare Pilze gesammelt - damals aus Nahrungsmangel, heute eher um die Speisekarte anzureichern.

Das Sammeln von Blumen und Tannenzweigen für das Ausschmücken der Prozessionswege hatte nichts mit der Mangelsituation der damaligen Zeit zu tun; es war die Frömmigkeit der Menschen, die hier sichtbar wurde.

Auch die Landwirte sammeln nicht mehr die Steine von ihren Feldern. In früherer Zeit lagen oft große Steinhaufen an den Feldrändern. Es ist wahrscheinlich unwirtschaftlich geworden, der zusätzliche Nutzen geringer als der Aufwand.

Schnaps und Tabak in den Kriegs- und Nachkriegsjahren

Alkohol gab es damals fast nicht zu kaufen. Tabak war durch Raucherkarten rationiert. Der Bedarf an Alkohol wurde im Wesentlichen durch das sogenannte „Schwarzbrennen“ beschafft. Der Rohstoff hierzu war vielfältig. Verwendet wurden Roggen, Weizen, Zukkerrüben, Kartoffeln, Pflaumen, Runkeln und, wer ihn hatte, auch Zucker. Die Rohstoffe wurden gemahlen bzw. zerkleinert, zu einer Maische angerührt und gekocht. Danach musste alles gähren, damit Alkohol entstand. Nach vollendeter Gährung wurde durch eine Destillierung der Alkohol ausgesondert. Die Maische kam hierzu in einen Bottich, der luftdicht verschlossen war. Dieser Bottich wiederum kam in ein kochendes Wasserbad, damit nichts anbrennen konnte. Bei uns kam er in den Wäschetopf. Vom geschlossenen Bottich aus führte ein kleines spiralförmiges Röhrchen durch einen Behälter mit kaltem Wasser. Bei der Erhitzung der Maische verdampfte der Alkohol als erstes, kühlte in der kalten Spirale ab und kondensierte. Nach einer gewissen Zeit probierte man den Alkohol, schmeckte er wässerig, war der Vorgang beendet.

Der gewonnene Alkohol vom ersten bis zum letzten Tropfen wurde zusammengeschüttet, so dass ein gleichmäßiger Alkoholgehalt entstand. Hochburgen der Schnapsbrennerei in Müschede waren bei Julius Schwartekopp in seiner Gartenhütte, bei Josef Welschoff im Krakeloh und bei Adolf Vogt auf seiner Nutria-Farm in Peets Siepen. Bei Letzterem erschien regelmäßig der damalige Polizist Sadoni, der bei Vollmer-Lentmann wohnte. Über irgendwelche Folgen für Adolf Vogt wurde allerdings nie etwas bekannt. Anders war es bei Josef Welschoff, der einmal bei der Polizei angezeigt wurde und eine saftige Geldstrafe bezahlen musste. Die angesetzte Maische, die er hinter seinem Sofa versteckt hatte, wurde von der Polizei in den Abfluss geschüttet.

Meine Eltern hatten 1947 Silberhochzeit. Zu diesem Fest musste, da es nichts anderes gab, Schnaps gebrannt werden. Vaters Schwager war Besitzer eines Brennapparates, es war eine Eigenkonstruktion. Ich musste als Zwölfjähriger das Gerät von Hüsten mit einem Handwagen holen. Abgedeckt wurde es mit ein paar alten Säcken. Das Brennen lag in den Händen meiner Schwester Annemie. Sie hatte auch den Roggen über ihre Freundin Lisbeth aus Bentrop besorgt. Das Brennen war eine Nachtarbeit in der Waschküche.

Beim ersten Schützenfest nach 1945, und auch bei anderen Festen jener Zeit im Schützenhof, brachten die Festteilnehmer ihren Schnaps mit. Es gab tolle Weiterverarbeitungsrezepte für Fruchtliköre, Kräuterschnäpse und vieles mehr. Die Menschen waren auch hier sehr kreativ. Richtiges Bier gab es nicht. Wer selbst keinen Schnaps brannte, besorgte sich welchen auf dem Schwarzmarkt oder lieferte die entsprechenden Rohstoffe mit Zuschlägen für das Brennen.

Wie anfangs erwähnt, waren die Tabakrationen auf der Raucherkarte nicht üppig. So kamen viele Leute auf die Idee, selbst Tabak anzupflanzen. Der Garten war in erster Linie für Gemüse und Kartoffeln da, daher pflanzten viele den Tabak nach der Ernte der Frühkartoffeln. Es gab auch Leute, bei denen der Tabak Vorrang hatte. Die Tabakblätter wurden, wenn sie die Reife hatten, gepflückt, an Bindfäden aufgeschnürt und zum Trocknen aufgehängt. Viele Rezepte wurden entwickelt, wie im Steintopf schwitzen, mit diversen Gewürzen vermischen und mit Zuckerwasser behandeln. Zigarren drehte man daraus und vieles mehr. Es passierte bei starken Rauchern, dass der Tabak bis zur nächsten Ernte nicht reichte, dann schlug man die Tabakstängel mit dem Hammer klein für die Pfeife oder Zigaretten.

Eines Abends kam ich in die Werkstatt von Schuhmacher Franke. Er war gerade dabei, Tabakpflanzenstängel auf seiner Schuhschleifmaschine zu grobem Mehl zu verarbeiten. Als er seinen Tabaksbeutel gefüllt hatte, drehte er sich eine Zigarette daraus. Erst dann bemerkte er mich.

Schwager Karl Baum pflückte von den kleinen Pflänzchen die ersten Blätter ab und trocknete sie im Bratkasten des Küchenherdes. Unser Vater war davon nicht begeistert, denn die Pflanzen waren noch sehr klein. Von Heini Welschoff, der bei uns im Hause wohnte, hörte man bei Tabakmangel den Seufzer: „Härr iek men Brombeerblah" (Hätte ich nur Brombeerblätter.). Diese wurden in Zigaretten und Pfeife geraucht. Als Zigarettenpapier nahmen viele einfach Zeitungspapier.

Schwarzschlachtung

Schwarzschlachten oder ein Schwein „ohne Sakramente“ schlachten sagte man, wenn ein Schwein geschlachtet wurde, ohne es beim Amt zu melden. Denn je nach Gewicht wurde über eine bestimmte Zeit auf den Lebensmittelkarten die Fleischration gekürzt. Wir schlachteten zwei Schweine, was alle Nachbarn und Bekannten wussten, es wäre schwer gewesen, eines davon heimlich zu schlachten, denn in der Zeit konnte man niemandem trauen. Zudem hätten wir einen Schlachter besorgen müssen, bei uns zu Hause war keiner in der Lage dazu, unser Vater hatte für so etwas zu viel Angst. Wer mit dem Fleischbeschauer oder Hausschlächter gut befreundet war, konnte für einen guten Braten oder ein paar Würste einiges erreichen.

Hinsichtlich der Anrechnung eines geschlachteten Schweines auf den Lebensmittelkarten hatte man in Wennigloh, dem Heimatdorf meiner Mutter, folgende interessante Regelung getroffen: Es wurde nicht das ganze Schwein gewogen und angerechnet, sondern es wurden nur die vier Schinken gewogen. In einer Tabelle konnte dann unter dem Gewicht der Schinken das dazu passende, anzumeldende Gewicht des ganzen Schweines abgelesen werden. Diese Regelung hatte zur Folge, dass die Schinken immer stark beschnitten wurden, bevor sie beim Bürgermeister auf die Waage kamen.

Das Fett, das an den Därmen hing, war minderwertig. Es wurde abgesucht und als sogenanntes Därmenschmalz zum Fetten gebraucht. Die Großeltern in Wennigloh mengten es dem normalen Schmalz bei, deshalb aß ich dort kein Schmalz.

Der Anzug, den ich 1944 zu meiner Erstkommunion trug, war für einen halben Schinken erworben worden. Die dazu gehörige Mütze kostete eine selbst gemachte Dauerwurst.

Die Klosterrosenkränze

Für die Erstkommunion 1944 hatte Vikar Grütters in einem Kloster günstig Rosenkränze knüpfen lassen. Diese waren sehr groß ausgefallen. Da sie am Arm getragen wurden, schleiften sie bei den kleineren Kommunionkindern über den Boden.

Das Schulradio

Die Schule in Müschede hatte zu meiner Zeit ein eigenes Radio, um evtl. Sendungen des Schulfunks oder sonst etwas zu hören. Es stammte aus der NS-Zeit und wurde auch zu Übertragungen der Propaganda genutzt. Dieses Radio war in unserer Zeit nicht mehr in Ordnung, es gab keinen Ton von sich. Eines Tages, es war in einem Jahr mit vielen Bucheckern, erklärte Lehrer Fabri, dass er jemanden gefunden habe, der für eine bestimmte Menge Bucheckern das Radio reparieren wolle. So wurden an zwei Tagen anstatt zu turnen im Schulwald Bucheckern aufgelesen. Das Radio bestand aus zwei Geräten, einem Empfänger und einem Lautsprecher. Nachdem das Radio funktionierte, wurden hin und wieder Schulfunksendungen gehört. An eine kann ich mich erinnern, es war die Übertragung der ersten Bundesratssitzung. Karl Arnold wurde zum Bundesratspräsidenten gewählt. Bei solchen Sendungen hörte Lehrer Fabri sehr aufmerksam zu, so dass die Zeit für fehlende Hausaufgaben genutzt werden konnte. Oft kam bei solchen Sendungen noch eine andere Klasse dazu, es gab dann immer ein großes Gedränge. Repariert hatte das Radio Otto Birkenhauer sen.

Pakete aus Amerika

Unsere Mutter hatte drei Geschwister, die in den USA wohnten. Schwester Innozentia-Agatha und Hy-

ronima-Lina waren Nonnen im Kloster und arbeiteten in Krankenhäusern. Bertha war verheiratet und hatte vier Kinder. Ein Mädchen war aus erster Ehe, der Mann war verstorben. Bertha hatte dann den Bruder des ersten Mannes geheiratet.

In den Kriegsjahren von 1940 bis 1945 war kein Lebenszeichen von ihnen zu bekommen, denn Deutschland war mit den USA im Krieg. Es muss im Spätsommer 1945 gewesen sein, als die erste Post, ein Brief von einer der beiden Nonnen, eintraf. Ich kannte die Tanten aus Amerika nur aus Erzählungen und war als kleiner Junge sehr stolz darauf, Verwandte in Amerika zu haben. Die Beantwortung der Post war Sache unseres Vaters Theodor, der dies auch schnell erledigte. Kurze Zeit später kam dann ein Paket an. Von wem ist nicht mehr nachvollziehbar, ich vermute von Tante Lina, denn sie war eine fleißige Briefeschreiberin. Sie hatte auch wohl Geschick, Waren, die sich zum Versand nach Deutschland eigneten, zusammenzubringen. Als Nonne hatte sie kein Einkommen, so dass sie auf freiwillige Gaben angewiesen war. Es waren sehr oft gut erhaltene, gebrauchte Sachen, die sie uns schickte. Jedenfalls war die Freude besonders groß über das erste Paket aus Amerika.

Was fast in keinem Paket fehlte, war Kaffee, oder wie wir damals sagten: „Echter Bohnenkaffee“. Die Kaffeedose konnte mit einem Abrollverschluss geöffnet werden, was ich dann auch gleich bei höchster Anspannung aller Familienmitglieder machen durfte. Ich roch zum ersten Mal richtigen Bohnenkaffee. Der Duft verbreitete sich im ganzen Haus, so dass Frau Welschoff (Mieter bei uns), von diesem Duft geweckt, herunterkam, um zu sehen bzw. zu riechen, was geschehen war. Es wurde gleich Wasser aufgesetzt und echter Bohnenkaffee gekocht. Für besondere Anlässe war jetzt immer Kaffee für Erwachsene vorhanden. Bald war dies Frau Känzler zu Ohren gekommen, sie kam in regelmäßigen Abständen vorbei, um eine Tasse Kaffee zu trinken oder sich ein wenig zum Selbstkochen mitzunehmen. Sie sprach nur „Platt“ und fragte dann: „Härste näon soin bietken vorn Köppken Kaffäi?“ (Hast du noch ein bisschen von dem Kaffee?).

Von da an kamen des öfteren Pakete aus den USA, aus Minominee im Staat Michigan von Agatha und aus Peoria in Illinois von Lina. Bertha, die Verheiratete, hat nicht soviel geschickt, denn sie hatte eine große Familie mit vier Kindern. Ich war zu der Zeit ganz mit amerikanischen Sachen bekleidet. Von einem Mantel hatte Känzlers Lisebeth, sie war Schneiderin, mir einen Anzug geschneidert. Die Pakete aus Amerika, um die wir von vielen beneidet wurden, waren in der Nachkriegszeit ein Segen für unsere Familie.

ISSN 1612-8443
Müscheder Blätter, 2005, 32. Folge
Hrsg.: AK für Dorfentwicklung und Heimatpflege, Müschede
Redaktion: Josef Keilig, Hubertus Mantoan, Hubert Michel, Heinrich Schlinkmann

Bankverbindung: Sparkasse Arnsberg-Sundern, BLZ 466 500 05, Kto.-Nr. 275 072 76.
Mit einer Spende auf das o.g. Konto leisten Sie einen Beitrag zur Finanzierung der Müscheder Blätter.
Nachdruck ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.